

Einzelkämpfer im Filmgeschäft

Andreas Fischer aus Troisdorf drehte Dokumentarfilm über Eltern von Contergan-Kindern

von GÜNTER WILLSCHEID

Manche mögen sich noch an den skurrilen Kurzfilm „Die Welt braucht mehr Herz“ erinnern, den Andreas Fischer gemeinsam mit dem Siegburger Künstler RO Willaschek drehte, bei anderen hat sich der „Lockruf des Blutes“ festgesetzt, der mit dem Prädikat „Besonders wertvoll“ ausgezeichnet wurde, wieder andere haben „Die Geschichte von der Trans-Ural-Photogesellschaft“ im Hinterkopf, die zugleich die Geschichte von Fischers Eltern war und die 1994 schon eher die spätere Vorliebe des damals jungen Filmemachers andeutete, nämlich die Dokumentation.

Nunmehr macht Andreas Fischer, dessen kleine Filmgesellschaft „Moraki“ längst etabliert ist, erneut von sich reden. Mit einem abendfüllenden Dokumentarfilm, der sich eines der größten Medikamentenskandale der Nachkriegszeit annimmt: Contergan.



GANZ

PERSÖNLICH

Freilich ist das wahrlich nicht der erste Film, der dieses erschütternde Kapitel bundesdeutscher Geschichte thematisiert. Alle Jahre wieder werden die Opfer dieses Schlafmittels, die zirka 5000 Kinder, die zwischen 1959 und 1962 mit verkürzten und veränderten Gliedmaßen zur Welt kamen, im Fernsehen vorgeführt.

Doch stets, so Fischer, habe er sich gefragt: „Wo sind die Eltern? Wie gehen die Mütter mit diesem Problem um? Was haben sie damals erlitten?“ Zehn Jahre hat Andreas Fischer, inzwischen aus Berlin in seine Heimatstadt Troisdorf zurückgekehrt und zum Dozenten an der Kölner Kunsthochschule für Medien avanciert, das Thema mit sich herumgetragen, und stets stand er vor einer Mauer des Schweigens. Bis ihm der Bundesverband Contergan Geschädigter half, Eltern der geschädigten Kinder zu finden, die bereit waren, ihr Schweigen zu brechen.

Pfarrer sprach vom „Webfehler Gottes“

8000 Kilometer fuhr der 42-Jährige mit seinem Team kreuz und quer durch die Bundesrepublik, um die Betroffenen, heute zwischen 65 und 80 Jahre alt, „in ihrer vertrauten Umgebung“ zu interviewen. Das Ergebnis, finanziert vom Bundesfamilienministerium, ist ein 90-minütiger Dokumentarfilm, der unter die Haut geht, der natürlich erschütternd ist, wenn etwa eine Mutter berichtet: „Das fuhr in mich hinein wie ein Schwert“, als sie ihr behindertes Neugeborenes sah, die Ärzte zunächst ratlos waren und der Pfarrer das mit einem „Webfehler Gottes“ erklärte. Unterbrochen nur von kurzen Sequenzen aus den Familienalben, zeigt „Contergan: Die Eltern“ lediglich Fischers Interviewpartner, doch durch dessen Kunst des „verwebten Erzählens“, ist der Film dennoch dramatisch aufgebaut, erschütternd, aber auch erhei-



8000 Kilometer durch Deutschland: Andreas Fischer machte sich mit der Kamera auf Suche nach Eltern von Contergan-Kindern. (Foto: Mischka)

ternd. Bei manchen Vorfürungen sei der ganze Kinosaal „in schallendes Gelächter“ ausgebrochen, erzählt Andreas Fischer. Denn mit sehr viel Sarkasmus und Selbstironie versuchen die Väter und Mütter ihre freilich unbegründeten Schuldgefühle zu kompensieren und die ethische Frage „Wie hätte ich entschieden, wenn es damals schon Ultraschall gegeben hätte?“ zu ver-

drängen. Das sei, meint der Filmemacher, „eine Überlebensstrategie“.

Viele reden in dem Film des Troisdorfers zum ersten Mal über ihre Probleme, die sie seit der Geburt ihres Kindes mit sich herumgetragen haben, denn das Thema war auch in den Familien über Jahrzehnte hinweg tabuisiert. Und dass die Eltern ihr Schweigen brechen, betrachtet Andreas Fi-

scher „als ganz großes Geschenk an mich“ und als Botschaft, die lautet: „Sprechen hilft“.

Der Erfolg seines Dokumentarfilms war überraschend in einer Branche, in der sich der „Rucksack-Filmemacher“ als Einzelkämpfer sieht: ARD und sogar die französische Arte-Redaktion „haben sofort gekauft“, freut sich Fischer, der, nachdem der Film auch in Pro-

grammkinos angelaufen ist, am 11. Januar, 12.30 Uhr, im WDR ausgestrahlt wird und auch das Begleitbuch des Bundesministeriums fertig ist, erst einmal tief durchatmen und Abstand gewinnen muss. Da hilft ihm seine Arbeit mit den Studenten an der Medienhochschule, die seien „unglaublich kreativ und konsequent bei der Arbeit“. Fischer: „So war ich nicht mit 23.“